



Was sie über die Schlesische Kultur wissen sollten



Blaue Berge, grüne Täler

Das „Riesengebirg'lers Heimatlied“ feiert in diesem Jahr seinen 90. Geburtstag

Dem Lied, dem Texter Othmar Fiebiger und dem Vertoner Vinzenz Hampel gelten meine Zeilen.

Im Jahre 2004 sind es 90 Jahre her, als der junge Lehrer Othmar Fiebiger an einem herbstlichen Tag wieder einmal ins schöne Riesengebirge flüchtete, um den Schreckensnachrichten des 1. Weltkrieges zu entfliehen. Fiebiger (21. 04. 1886 bis 23.02. 1972) war seinerzeit als Dorfschullehrer an der Waldschule im böhmischen Anseith tätig. Man schrieb das Jahr 1914, als der junge Lehrer seine Gebirgswanderung startete und zur Rast die Peterbaude aufsuchte. „Soweit ich mich entsinnen kann“, sagte Othmar Fiebiger in einem Interview mit Gerhardt Seiffert vom Riesengebirgsboten, „entstand das Riesengebirgslied so: Fröhlich saß ich neben einer Wandergesellschaft in der Glasveranda der Peterbaude. Nach dem Mittagessen sah eine Dame der Wandergruppe das Wanderbuch in einer Ecke der Peterbaude liegen. Einschreiben ... hieß es wie im Chor. Ich rief dazwischen: „Aber jeder nur etwas Originelles!“ Mit den Worten: „Also fangen sie an!“ schob man mir das Wanderbuch zu. Schweigend und sinnend guckte ich durch die Scheiben der Glasveranda hinab ins Tal und schrieb ganz einfach in der Mundart des Anseithers Tales das auf, was ich sah:

„Bloe Barche, grüne Täla, mitta dren a Heisla klen, herrlich is dos Stöckla Erde, on ich bin ju darf dohem. O, mei' liewes Riesageberche!“ Sonst nichts.

In meinem Gedächtnis klang und klangen die Zeilen weiter und gingen nicht aus den Ohren. Auf einer versteckten Bank am Turnplatz der Anseither Waldschule wurden aus den wenigen Zeilen in kurzer Zeit das Heimatlied mit folgendem Urtext:

Bloe Barche, grüne Täla,
metta dren a Heisla klen,
herrlich is dos Steckla Erde
on ich bin ju darf dohem.
Ols ich einst ei's Lond gezocha,
ho'n die Barch mir nochgesahn,
mit dar Kendhet, mit dar Jugend,
wosste nee, wie mir geschahn:
O mei' liewes Riesageberche,
wu die Elbe su hemlich rennt,
wu dar Riwazohl mit sen'Zwercha
heit noch Saga on Märln spennt:
Riesageberche, Riesageberche
meine lewe Hemert du!

Is mir gutt on schlecht gegonga, ho'-
gesonga on gelocht;
doch ei' moncha bonga Stunda
höt mei Herz gonz stell gepocht.
On mich zuchs noch Johr on Stunde
wiedo hem ei's Elternhaus,

hielt's nee mehr vür lauto Sehnsucht
bei dan fremda Leita aus:
O mei' liewes Riesageberche ... usw.
On kemmt's emol zom Begrowa,
mücht ihr eiem Wella tun:
ock dos Ene, jo dos Ene:
Loßt mich ei'do Hemert ruhn.
Wird der Herrgott dann druf frocha
uwa noch'm Hemertschein,
zieh' ich doitsch on stolz on fredich
flugs ei's Himmelreich dann nei':
Bin aus'm Newa Riesageberche
usw.

Diese Dialektdichtung wurde im Juni 1914 in der Festschrift des Trautenauer Gesangsvereines „Harmonie“ erstmals gedruckt.

Im Spätherbst des Jahres 1914 vertonte Vinzenz Hampel (29. 01.1880 bis 27.06. 1955), Angehöriger der Hoheneiber Liedertafel das Dialektgedicht für seine eigene Stimme. Hampel war in dieser Zeit Fürsorge-Erzieher in Hoheneibe. Als er das Lied zum ersten Mal seinen Freunden von der Liedertafel vorsang, war der Erfolg überwältigend. Dazu notierte sich Vinzenz Hampel in seinen persönlichen Aufzeichnungen: „In den folgenden Proben musste ich immer wieder das Lied singen. Es dauerte nicht lange, da sollte das Lied mehrstimmig gesungen werden. Ich schrieb es für Männerchor mit Bariton solo und so wurde es Mitte März 1915 im Schützenhaus in Hoheneibe erstmals aufgeführt“. Weiter führte der junge Lehrer selbst aus, dass er mit den ruhig angehenden Achtelnoten den bedächtigen Riesengebirgler nachahmen wollte und führte die Melodie im gleichen Rhythmus weiter, um mit dem Refrain die tiefe Heimatliebe zum Ausdruck zu bringen.

In Hoheneibe und Umgebung war das Lied schnell zu einer Volksweise geworden, lange bevor es den Einzug in deutsche Liederbücher hielt. Eine Klavierausgabe des Riesengebirgsliedes wurde seinerzeit von einem Musikverlag abgelehnt, so dass Vinzenz Hampel im Selbstverlag eine Liedkarte und eine Ausgabe für Gesang und Klavier herausgab und konnte beobachten, wie eine Stadt nach der anderen von dem Lied erobert wurde.

Wie schnell es in die Herzen der Menschen aus dem Riesengebirge drang, mag darin bewiesen sein, das bereits während des 1. Weltkrieges das Riesengebirgslied mit solcher Popularität bedacht war, dass diese Zeilen auf ausdrücklichem Wunsch des verstorbenen Riesengebirgsbaudenbesitzers Endler an seinem offenem Grab gesungen wurde. Der Text in der heimischen Mundart war schnell in aller Munde, so dass das Lied bei fast allen Ge-

birgsfestlichkeiten angestimmt wurde. Nur dem Schöpfer Othmar Fiebiger war es entgangen, wie beliebt seine Dichtung inzwischen geworden war. Wie anders ist es sonst zu erklären, das er eines Tages verdutzt seinen Schreckensteiner Freund fragte, woher das schöne Lied denn stamme, welches er gerade von einem Lautenspieler zu Beginn einer Festveranstaltung gesungen hörte. Unter dem einsetzenden Spott musste er eingestehen, dass es seine Zeilen waren, die er einst ins Hüttenbuch der Peterbaude geschrieben hatte.

Damit nun dieses schöne Werk nicht nur die Einheimischen singen sollten, hat Othmar Fiebiger seine Dialektdichtung ins Hochdeutsche übertragen und wenige Jahre später, es war im Jahre 1920, fand das inzwischen zum Volkslied avancierte Heimatlied der Riesengebirgler seinen Einzug ins Liederbuch des Deutschen Sängerbundes. Auch außerhalb des schönsten deutschen Mittelgebirges setzte sich das Lied in der Bevölkerung durch, was zahlreiche Auszeichnungen im In- und Ausland beweisen. So ist bekannt geworden, dass Anfang der Dreißiger Jahre das Lied bei einem Sängerpokalstreit in Brasilien den 1. Preis errungen habe. Ob der gute Othmar Fiebiger geahnt hatte, was ihm da seinerzeit in der Peterbaude zugefallen war und nun zu einem unsterblich gewordenen Lied gewandelt hat, ist nicht bekannt geworden.

Mit seinen Zeilen hatte Othmar Fiebiger den Kern der Herzen seiner Schlesier und Sudetendeutschen getroffen, doch sollte sich später dieser Erfolg negativ für den Dichter erweisen. An dem Urtext des Liedes wurde in der Folgezeit nur wenig verändert. Statt der Wiederholung des Wortes Riesengebirge im Refrain wurde u.a. auch „Märchengebirge“, „schönes Gebirge“ oder „deutsches Gebirge“ gesungen. Da Letzteres in die Druckfassung genommen war, verboten es die Tschechen für jede öffentliche Aufführungen nach 1945.

Fiebiger ist am 21. April 1886 in Attenbruch im Riesengebirge geboren und wurde nach einer frohen Jugend in der schönen Landschaft des Riesengebirges nach seinem Studium Lehrer im sudetendeutschen Anseith. Wie alle Deutschen musste auch er seine geliebte Riesengebirgsheimat verlassen. Zunächst verjagten ihn 1945 die Tschechen von der böhmischen Seite des Gebirges. Nachdem er 1946 auch von den Polen abgeschoben wurde, begann er in einem kleinen Ort bei Erfurt mit einem Neuaufbau seiner beruflichen Laufbahn. In der späteren DDR erhoffte er sich die Ruhe für seine weitere Schaffenskraft. Der Schein aber trog. Diese Seite Deutschlands! verbrüdete sich mit der Tschechoslowakei und Polen und es dauerte nicht lange, da hatte man den Schöpfer des Riesengebirgler Heimatlied,

welches in den Herzen der Vertriebenen zu keiner Zeit verstummt war, erkannt. Die neuen Machthaber in der DDR nahmen Anstoß daran, das Fiebiger von einem „deutschen Gebirge“ sprach, wo es nach dem neuen Sprachgebrauch der DDR, der Polen und der Tschechen in dieser Landschaft kein deutsches Land gegeben hat. Einmal entdeckt, wurde die Volkspolizei beim Dichter ein ständiger ungebeter Gast. Eine Haussuchung löste die andere ab und alles Liedgut, Noten und weitere Texte beschlagnahmten die neuen Machthaber im mitteleuropäischen Raum. Das Riesengebirgslied wurde auch in der DDR offiziell verboten, wie auch jeder Heimatgedanke an die deutschen Ostgebiete den Vertriebenen untersagt wurde. Da die Machthaber in dem Teil Deutschlands den Dichter nicht zur Ruhe kommen ließen, entschloss er sich, einen weiteren Wohnungswechsel zu vollziehen. Sein Weg führte ihn in die Bundesrepublik und Othmar Fiebiger fand in Bensheim an der Bergstraße eine neue Bleibe. Voller Freude verfasste er in der Bundesrepublik neue

Gedichte und schuf Sinnsprüche. Seinem inzwischen vierstrophigen Riesengebirgslied fügte er eine neue Strophe, den 5. Vers, hinzu:

Und keh'r'n wir, will's Gott, nach Jahren wieder heim in unser Land,
wo des Berggeist's Quellen rauschen
und wo unsere Wiege stand;
dann ans Werk, räumt Schutt und Asche,
lasst uns Feld und Häuser bau'n
und mit Tränen in den Augen
lächelnd auf zum Himmel schau'n:
O, mein liebes Riesengebirge,
wo die Elbe so heimlich rinnt,
wo der Rubezahl mit seinen Zwergen
heut' noch Sagen und Märchen spinnt.
Riesengebirge, deutsches Gebirge,
meine liebe Heimat du!

Dieser Wunschtraum wurde Othmar Fiebiger nicht erfüllt. Er starb im Jahre 1972 ins Bensheim und mit den Klängen seines Liedes wurde er in die ewige Ruhe gebettet. *F.-W. Preuß*

2. Teil in der nächsten Ausgabe

Schlesien in Liechtenstein

Bekannt ist, dass im Wappen der Tschechischen Republik der Schlesische Adler zu finden ist. Weniger bekannt ist jedoch, dass dieses auch im Wappen des Fürstentums Liechtenstein integriert ist. Zudem weisen weitere Bestandteile auf die früheren Güter derer von Liechtenstein im ehemals österreichischen Sudetenschlesien hin.

Liechtenstein besaß nie ein eigenes Landeswappen, sondern verwendete immer die Wappen und Farben der jeweiligen Landesherren. Das Stammwappen des Hauses Liechtenstein ist ein quergeteilter Schild mit den Farben Gold über Rot. Dieses Wappen ist bereits auf einem Siegel Heinrichs I. von Liechtenstein aus dem Jahr 1258 zu finden. Fürst Karl I., 1569 bis 1627, dem das Haus Liechtenstein weitgehend seinen Aufstieg verdankt, erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Ehrungen. Um diese nach außen sichtbar zu machen, mehrte er das Wappen. Er schuf den Grundtyp des neuen, mehrteiligen Wappens. In seiner Zusammensetzung unterschied sich dieses Wappen aber noch vom heutigen Familien- und Staatswappen. Dieses wurde durch Fürst Gundacker (1580-1658) geschaffen und ist heute Liechtensteinisches Staatswappen.

Als Mittelschild erscheint das Staatswappen: Gold über Rot quergeteilt. Blau-Rot sind heute die Farben des Staates. Im rechten Feld oben (aus Sicht des Schildträgers) befindet sich das Schlesiensche Wappen: In Gold ein gekrönter goldbewehrter schwarzer Adler, mit silbernen mit einem Kreuz besetzten Kleeblattmond auf der Brust. Im linken Feld oben ist das Wappen der Chuenringe von Gold und Schwarz, achtfach quergestreift, mit gebogenem grünem Rautenkranz schräg überlegt. Dieses Wappen wurde 1620 von

Kaiser Ferdinand II. verliehen. Im unteren Feld rechts steht das Wappen des Herzogtums Troppau, ein von Rot und Silber gespaltenes Feld. Es deutet auf die Verleihung dieser Güter 1613 hin, mit der Sitz und Stimme im Schlesienschen Fürstentag verbunden war. Im unteren Feld links befindet sich das Wappen von Ostfriesland/Rietberg: In Gold ein gekrönter, goldbewehrter, schwarzer Jungfrauenadler mit silbernen Kopf. Fürst Gundacker heiratete Agnes von Ostfriesland und Erbin von Rietberg 1604. An der Spitze des Schildes ist das Wappen des sudetenschlesischen Herzogtums Jägerndorf seit 1622: Ein an einer goldenen Schnur hängendes goldenes Hifthorn im blauen Feld. Umrahmt ist das ganze Wappen mit dem Hermelin-Fürstenmantel gekrönt mit dem Fürstenhut. *sk*



Wappen des Fürstenhauses und Liechtensteinisches Staatswappen

Eine unterbliebene Korrektur

Ein deutscher Publizist stellte eine Veröffentlichung der in Brüssel arbeitenden „Generaldirektion Presse und Kommunikation der EU-Kommission“ vor, aus Anlass der neuen zehn Mitgliedsstaaten der Europäischen Union herausgegeben. Der Tenor der Veröffentlichung wurde zurecht kritisch unter die Lupe genommen. So auch die Sätze über Polen. Aber leider wurde ausgerechnet versäumt, was über Nikolaus Kopernikus zu lesen ist, richtig zu stellen. Hier das Zitat: „Europa verdankt ihm (Polen) große Figuren des kulturellen Lebens wie den Astronomen Kopernikus, der 1543 bewiesen hat, dass die Erde nicht das Zentrum des Universums ist.“

Wieder einmal und in jüngster Zeit ständig wird Kopernikus, übrigens auch bis in die ominösen deutschpolnischen Schulbuchempfehlungen von 1976 hinein, als Pole in Anspruch genommen. In der Stadt des Deutschen Ordens, in Thorn wurde Nikolaus Kopernikus am 19. Februar 1473 geboren. Thorn unterstand zu dieser Zeit als dem Herzogtum Preußen zugehörig polnischer Souveränität. Man hat die Ahnenreihe von Kopernikus bis nach einem Dorf Kepernik im Kreise Neisse zurück verfolgen können.

Er besuchte die Universitäten Krakau, Bologna, Ferrara und Padua, gehörte in Bologna der Deutschen Landsmannschaft an, sprach deutsch und veröffentlichte lateinisch. Ein polnisches Zitat lässt sich nicht finden. Aber er sei nun einmal „polnischer Staatsbürger“ gewesen.

Folgerung: Wären Joseph von Eichen-dorff und Gerhart Hauptmann Bürger der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewesen, dann zählten sie entsprechend dieser „Logik“ als polnische Staatsbürger! Weder Vater noch Mutter, übrigens eine geborene Watzelrode mit einem Bruder als Bischof des Ermlandes in Frauenburg, können als Polen in Anspruch genommen werden, genau so wenig wie ihr Sohn Nikolaus, dem die Polen sogar einen polnischen Vornamen Mikolai statt Nikolaus verpasst haben. Mikolai Kepernik mit der Betonung auf der vorletzten Silbe. Unterschrieben hat der berühmte Astronom mit Nicolaus Copernicus.

Sein beruflicher Weg führte vom Kanonikus zum Mitglied des Domkapitels in Frauenburg, vom Kapitularstatthalter zum Burgherrn in Allenstein.

Hier muss die Kritik einsetzen, und diese wurde leider versäumt: Es gehört zur nationalistischen Anmaßung, wenn Kopernikus zum Polen erklärt wird. In der polnischen Absicht steckt Methode, indem man ohne jeden überzeugenden Grund aus dem genialen Nikolaus Kopernikus einen Polen formt und auch so vorstellt. Wer also die Veröffentlichung aus Brüssel über das neue EU-Mitglied Polen nicht ohne Grund kritisch vorstellt, muss auch - darum das Wort von der unterbliebenen Korrektur - die falsche polnische Inanspruchnahme von Nikolaus Kopernikus richtig stellen. *Herbert Hupka (SN)*